

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 42

Sonntag, den 18. Oktober

1914

Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auch im Geschäft fiel am andern Tage ihr verändertes Wesen, ihre nach innen gelehrte Miene und Zerstreutheit auf, und als sie am Nachmittage in der gemeinsamen Vesperpause ohne einen Bißgen genossen zu haben, ihr Butterbrot wieder in seine Umhüllung wickelte und mit aufgeschüttetem Kopf vor sich hinbrütete, forschte Elly in ehrlicher Anteilnahme, was sie habe.

„Ach Gott!“ wehrte Johanne mit leichtem Seufzer, um nach einer kleinen Pause den Arm sinken lassend und die Freundin ansehend, fortzufahren „Ich kanns dir doch anvertrauen. Und mal deine Meinung darüber hören.“

Und sie erzählte von der Werbung des Schwagers, für die sie so gar nichts in ihrem Herzen spreche, während Auguste und ihr Mann alles aufboten, sie zu überzeugen, daß sie unbesonnen, ja unverantwortlich handle, wenn sie das winkende Glück ausschlage. Soviel habe man auf sie eingeredet, daß sie ganz wirr im Kopf und schwankend selbst nicht wisse, woran sie sei. Sie wäre

ja überzeugt, daß ihrer ein behagliches und angenehmes Leben warte. Der Gedanke, daß durch des Schwagers Mund die Schwester ihr die Kinder als ein Vermächtnis ans Herz lege, mache ihr auch zu schaffen, aber dennoch lehne sich etwas in ihr geradezu heftig dagegen auf, ohne rechte Neigung, ohne den geheimnisvollen Zug der Seelen eine Ehe zu schließen. So werde sie hin und her gezerzt und laufe umher wie ein Kind, das sich verirrt habe und angstgejagt nach dem rechten Wege spähe.

Elly hörte mit wachsendem Interesse zu. Durch die jahrelange Gemeinschaft waren sie recht vertraut miteinander geworden. Jede kannte Leben und Schicksal der andern und nahm stets an ihrem Wohl und Wehe in ehrlicher Freundschaft teil. Elly wußte zudem auch, wie Johanne geartet war; daß sie, wenn auch uneingestanden, zu den weiblichen Wesen gehörte, die allein in einer Ehe die einzige und wahre Befriedigung finden.

Sie pflichtete im Stillen der Frau Rechnungsrat durchaus bei, daß diese riet, den Antrag anzunehmen. Solch eine Gelegenheit bot sich Johanne vielleicht nie wieder. Sie hatte doch ihre beste Zeit bereits hinter sich, war früh verblüht und mit den paar feinen Reizen, die ihr geblieben, wußte sie nichts Rechtes anzufangen, verstand nicht damit zu markten.

In rascher Prüfung glitt Ellys Blick über die andere hin und sie schüttelte still den Kopf. Wie unvorteilhaft sie wieder aussah mit ihrer graublauen Gesichtshaut, aus der nur die Nasenspitze gerötet hervorjah; die Frisur konnte auch nicht unkleidlicher und altmodischer sein, das Kleid paßte eher für eine späte Vierzigerin. Gerade als sei es ihr peinlich, einen Schein von Jugendliebe zu erwecken.

„Wie du wieder herausgemustert bist,“ gab sie unwillkürlich ihren Gedanken verweisenden Ausdruck. „Arm, aber brav! könnte man drunter sehen, wenn du dich so fotografieren ließe. In deiner Frisur sähe ein Stiftsfraulein ganz würdig und passend aus und dein unmögliches, geblümtes schwarzes Satinkleid, das darfst du an die Brocken-sammlung verschicken.“

„Sei so gut!“ erwiderte Johanne mit schwachem Lächeln. „Ist das alles, was du auf meine Worte zu erwidern hast? Aber ja, ich verstehe doch, was

du damit sagen willst. Ich solle froh sein, daß ich noch vor Tor-schluß diesen Heiratsantrag erwische . . .“

„Das nicht gerade,“ wehrte Elly. „Doch ich finde auch deines Schwagers Werbung distutabel. Sag mal, es ist doch der stattliche Herr mit behaglich gerundeter Weste und rötlichem Teufelbart, der im letzten Sommer mit zwei reizenden Kinderchen und Euch im Zoologischen Garten war? Wir saßen nicht weit von euch. Erinnerst du dich? Ich erzählte dir noch, daß meine Schwester Grete ganz entzückt war von der liebevollen Betulichkeit, mit der der große starke Mann mit den Kindern umging. Wir machten ja nachher noch den dummen Biß, Gretel den schmutzigen Witwer als Heiratskandidaten zu empfehlen, worüber sie sich so entrüstete, weil sie doch ihren Hans hat.“

„Ja ja, ich weiß . . . Es ist derselbe.“



Auf dem Schlachtfeld nach dem Kampf. Auf einsamer Wacht im Feindesland.

„Na hör mal, das ist doch ein recht annehmbarer Ehemann. Und ich weiß nicht, ob ich mich an deiner Stelle so lange bedenken würde. . . . Oder ist dein Herz anderweitig engagiert, — wartest du auf einen andern?“

Johanne wurde flammenrot. Ihr flimmernder Blick irte zum Fenster hinaus, ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. „Auf wen sollte ich warten?“ murmelte sie endlich. Doch ihr Herz jauchzte: „Ja, auf einen andern! Auf den einen, den ich liebe!“

Sie erhob sich, um der Unterhaltung ein Ende zu machen. „Ihr habt alle gut reden,“ sagte sie dabei. „Aber der Mensch lebt nicht von Brot allein. . . . Nein, ich werde nachher, um der friedlosen Zappelerei ein Ende zu machen, an Brendler schreiben. Zu Hause stehen mir dann allerdings ein paar schlechte Tage bevor. Auguste versteht darin nicht viel Spaß, wenn man ihre Ansichten nicht respektiert und ihren Ratschlägen zuwider handelt.“

„Dann kneise doch aus, bis sich der erste Sturm gelegt hat. Nimm deinen Urlaub und schnüre dein Bündel. Der Chef sagte mir so schon heute früh, wir möchten bald in Ferien gehen, um wieder beide an Bord zu sein, wenn er mit der ganzen Meschpoche nach Heringsdorf sommerfrischelt.“

„Das ist wahrhaftig eine gute Idee!“ griff Johanne erfreut die Anregung auf. „Ja, ich spreche gleich mal mit Oppenheimer, ziehe den Entscheid für Brendler noch etwas hinaus und sobald ich dann bei meiner Kusine in Münster bin, wo ich meine Ferien verbringen wollte, schreibe ich Auguste, sie solle Brendler schonend davon in Kenntnis setzen, daß seine Wünsche nicht die meinen sind.“

Als Elly am Schluß der Geschäftsstunden leichtfüßig die Wendeltreppe hinuntereilte, sah sie Lindholm wieder bei Johanne am Pult stehen, schon zum Fortgehen gerüstet, anscheinend darauf wartend, sich der Kollégin zu gemeinsamem Heimweg anzuschließen.

Johanne schrieb aber noch und rief jetzt der zum Garderobenraum Gehenden zu: „Du, Elly, schon alles klar zum Gesecht! Herr Oppenheimer ist damit einverstanden, daß ich übermorgen meine Ferien antrete. Eben teile ich Kathinka in Münster mit, daß ich nachmittags da bin. Auguste wird sich wundern.“

„Vielleicht riecht sie, daß der Braten brenzlich ist,“ gab Elly zurück und setzte den Hut auf. Als sie sich dann rasch entfernen wollte, rief Johanne ihr zu: „Aber so warte doch, ich bin ja im Moment auch so weit.“

Doch die Jüngere ließ sich nicht halten. „Ich habe eilig; zudem haben wir heute auch verschiedene Wege. Mama ist mit Gertrud, die heute dienstfrei ist, zu einem Kaffee und ich will ihnen dorthin entgegengehen.“

Sie hatte zwar nichts dergleichen mit Mutter und Schwester verabredet. Sie wollte sich nur nicht wieder von Lindholm so schönöde behandeln lassen. Möchte er nur mit seiner guten Freundin Johanne allein spazieren gehen, sie wollte nicht stören! Sie versuchte eine spöttische Grimasse zu schneiden, es gelang ihr aber nicht recht.

Die ersten drei Tage vom Urlaub von Johanne waren vorüber. Elly Meinhard hatte die ganze Zeit noch kein Wort mit Erik Lindholm gewechselt, da er ihr sichtlich auswich. Aber sie vergalt es ihm mit Gleichem, setzte eine hochfahrende Miene auf, sowie sie ihn nur sah und erwiderte seinen wortlosen Gruß mit kaum merklichem Neigen ihres Kopfes.

Es war ihr darum direkt peinlich, als Johanne auf einer ausführlichen Karte, die auch die Mitteilung von der Abgabe an Brendler und einen Entrüstungsbrief der Schwester enthielt, ihr Grüße und eine ulkige Bemerkung an Lindholm auftrug.

Sie erlebte sich derselben in sprödem Tone, als er vor ihr in den Torweg einbog und beantwortete eine Frage von ihm nach Johannes Befinden so trocken und kurz wie nur möglich. Sie standen dabei in dem engen, dämmerigen Torweg einander gegenüber. Zum erstenmal seit Tagen trafen sich ihre Augen, hasteten ineinander, schier widerwillig erst, dann in einem allmählichen Erleuchten des Widerstandes, in einem seltsamen Bann, der sich beklemmend auf ihre Herzen legte, bis sie wie auf einem Unrecht ertappt, errötend sich voneinander wandten. Aber schon in der Tür stehend, wandte Lindholm sich noch einmal um, wie magnetisch angezogen von dem ihm folgenden Blick. Und wieder rühten die beiden Augenpaare ineinander, bestürzt — fragend — in einem heißen Flimmern. . . .

Am gleichen Tage hastete Lindholm beim abendlichen Geschäftsschluß zum erstenmal, seit sie allein waren, nicht mit stummem

Lüften des Hutes an Elly vorüber, sondern sprach ein paar belanglose Worte und blieb dann wie zufällig an ihrer Seite. Die Unterhaltung ward zwar von beiden recht stöckend und gezwungen geführt und beschränkte sich auf banale Redensarten, aber die geheime Erregung stellte wie ein elektrischer Strom den Kontakt zwischen ihren Herzen her.

Elly kam in einer unmotivierten Fröhlichkeit nach Hause und mußte sich von den Schwestern manche Rederei gefallen lassen, weil sie begeistert erklärte, es sei ein so wundervoller Frühlingsabend, während doch in Wirklichkeit die Luft fröhlich kühl war, von zeitweiligen Regenböden noch unfreundlicher gemacht.

Von da an gingen sie die ganzen nächsten Tage miteinander fort und ein Stück Wegs zusammen. Elly taute mehr und mehr auf und vergaß ganz, daß Lindholm nicht immer so redselig und freundschaftlich zu ihr gewesen war. Sie gab sich zwar keine Rechenschaft darüber, warum sie sich jetzt immer so auf das Nachhausegehen freue und warum ihr Herz jedesmal so ein paar heftige Schläge tat, wenn sie unversehens an Erik Lindholm dachte.

An einem Abend war sie eiliger als sonst. „Ich muß machen, daß ich heimkomme,“ erklärte sie lächelnd ihrem Begleiter. „Denn wir wollen noch ins Konzert im Volksgarten. Endlich kann man ja mal abends im Freien sitzen. Wir freuen uns schon so lange darauf. Gehen Sie nicht in derartige Konzerte?“

„Doch, ganz gern. Nur, — ich habe nicht den rechten Anschluß. Und allein. . . .“

„Nun, dem könnte doch abgeholfen werden,“ entgegnete Elly mit schalkhaftem Blick, gerade noch, als ihre heranbrausende Elektrische das Gespräch unterbrach. Er rief ihr noch etwas zu, während sie einstieg, a^e: sie verstand es nicht.

Als sie eine Weile danach mit der Mutter und den drei Schwestern im Volksgarten saß, spähte sie eifrig umher, ob sie nicht eine wohlbekannte Gestalt auftauchen sähe. Aber dann verpaßte sie doch den rechten Augenblick, denn auf einmal flüsternte Minny die Jüngste, ihr zu: „Guck mal, ist der lange Laban dort drüben im Mittelweg nicht euer neuer Schwedenjüngling? Er schaute vorhin fortwährend herüber. Anscheinend möchte er sich gern anschließen.“

„Ja, es ist Herr Lindholm,“ gab Elly nach raschem Umblid zurück und wandte sich dann an die Mutter: „Ist's dir recht, wenn ich ihm ein Zeichen gebe, daß er uns willkommen ist? Er sprach vorhin andeutungsweise eine drausfingierende Bitte aus.“

„Natürlich, — damit wir doch auch mal mit 'nem Herrn am Tisch glänzen können,“ bestimmte Schwester Minny mit ihrer rauhen Altstimme vorweg. „Wir sitzen so wieder in der Reihe wie die Hühner auf der Stange.“

Auch die Mutter nickte. „Warum nicht? Im allgemeinen schätze ich zwar Ausländer nicht sehr zum Verkehr. Sie sind mir zu unkontrollierbar. Und wo mehrere Töchter sind. . . . Aber der junge Herr sieht ganz repräsentabel und auch gebiegen aus.“

„Mamachen schwelgt schon in schwiegermütterlichen Gedanken,“ spöttelte Gertrud, die Älteste.

Elly hatte unterdes den Gruß des Schweden mit einem aufmunternden Lächeln erwidert und ihm mit einem ihrer langen Handgühe einen leichten Wink gegeben.

Sofort suchte er sich zwischen den Damen einen Weg herüber und verbeugte sich tief vor den Damen, wobei er unter der Prüfung der vier fremden Augenpaare bis unter die flachblonden Haare errötete. Aber die Gewandtheit Frau Meinhard's und die muntere Art der Schwestern ließ keine Verlegenheitspause und Fremdheit aufkommen. Ehe er sich verfas, war er nach links mit Grete, dem Schöngestir der Familie, in einem Gespräch über „Gosta Berling“, „Niels Lyhne“ und andere nordische Literatur, beantwortete nach rechts der alten Dame Fragen, wie es ihm in Köln gefalle und fand dazwischen noch Zeit, auf ein paar neckende Bemerkungen Elly's heiter einzugehen.

Rasch ward er ganz vertraut mit den Damen, begleitete sie nach Schluß des Konzerts noch bis an ihre nahe Wohnung und bekannte an der Tür, daß der heutige Abend für ihn der gemütlichste und angeregteste gewesen sei, den er seit seinem Hiersein erlebt.

„Na, wenn Sie das sagen, — das Pläzieren können Sie öfter genießen. Wir gehen jetzt im Sommer manchmal abends in ein Gartenkonzert. Und Sonntags sind wir meist im Zoologischen,“ erklärte die immer etwas rasche Jüngste, sodaß auch Frau Meinhard



Kapitänleutnant Otto Weddigen,
der Führer des Unterseeboot's „U 9“, der das Eisenerne Kreuz
1. und 2. Klasse erhielt.

nicht anders konnte, als ebenfalls ein paar auffordernde Worte an den neuen Bekannten zu richten, die er sichtlich erfreut entgegennahm.

Als die Schwestern sich gleich darauf in den beiden durcheinandergehenden Schlafzimmern befanden, kam, wie Elly erwartet, bald das Gespräch auf Lindholm.

„Der Schwede ist wirklich ein netter Mensch,“ begann Grete, ihre Köpfe aufleuchtend. „Er hat so etwas ausgesprochen Liebes und Sanftes.“

„Mein Geschmack ist er weniger,“ rief Gertrud, die Älteste, herüber. „Ich finde ihn ein bißchen weichlich und labbrig. So 'ne Art männlicher Mondaminpudding.“

Elly wollte eine entrüstete Antwort auf diesen Vergleich geben, als Minny's Bewunderung sie wieder versöhnte. „Ich finde ihn hübsch,“ erklärte die Jüngste. „Was er für glänzende Augen hat und für große Pupillen. Und seine seidigweichen Blondhaare und seinen zarten, hellen Teint möcht ich schon haben!“ Sie besah seufzend im Handspiegel ihre unreine Gesichtsfarbe. „Aber soll ich dir mal was Interessantes sagen, Ellychen?“

Sie dämpfte ihre tiefe Stimme zu einem Wispern: „Er ist sterblich in dich verliebt, Schmutzeten.“

„Aff!“ wehrte Elly lachend, aber sie fühlte ein süßes Erschrecken durch ihre Glieder rieseln.

„Denn nicht, liebe Tante!“ erklärte die Jüngste pikiert. „Minny hat recht,“ stimmte Grete ihr jedoch bei. „Ich hatte auch das Gefühl, daß Lindholm dir in diskreter Art den Hof machte, Elly. Wenn er dich anschaute, hatte er immer ein ganz verklärtes Gesicht.“

„Siehste?“ triumphierte Minny. „Das müßte doch ein blindes Krokodil mit seiner lahmen Bordertage fühlen, daß der Mann ernstlich angeflammt ist. Ich habe es den ganzen Abend mit hoher Befriedigung beobachtet. Und ich wittere große Ereignisse.“

Sie bemühte sich, ein verschmicktes Gesicht zu machen, während die Schwestern auflachten und Grete neckte: „Minny ist befriedigt. Fräulein Wilhelmine versteht sich auf solche Beobachtungen! Wie schade, daß er dich nicht anschnauzte, was? Aber tu' ihr doch den Gefallen, Elly, und Sorge, daß sie endlich mal einen Schwager kriegt.“

Aber Minny, die wegen ihrer manchmal gesucht saloppen Manieren und burlesken Ausdrucksweise von den Ihren den schönen Beinamen „Rauhbein“ erhalten hatte, ließ sich nicht beirren. Ihre Haare bürtend, trällerte sie anzüglich:

Mädel fein, Mädel fein,
Schick dich drein, — sag' nicht nein . . .

und knüpfte an den letzten Ausruf Gretes an: „Das mit dem Schwager wäre eine durchaus löbliche Idee. Die Sorte ist rar bei uns und würde wahrscheinlich von allen mit offenen Armen aufgenommen, wie ein Haupttreffer bei Wesenbinders. Wir fallen doch allmählich unangenehm auf, und es wäre bald an der Zeit, daß unsere Reihen sich lichtet. Also sei kein Schaf, Elly, Schwesterherz, und nütze deine Chancen. Schließlich, wenn er dir nicht gefällt, kannst du ihn mir zuschustern. Ich bin nicht stolz, — ich muß ja öfter abgelegte Sachen von euch übernehmen. Und der schlanke blonde Marzist gefällt mir. Er ist von der Sorte, die die besten Chemänner gibt.“

„Schwage doch nicht so ungereimtes Zeug! Was verstehst du dumme Blage davon,“ verwies Gertrud die redelustige Jüngste.

„Blage . . .! Da lacht ja ein gefrorener Seehund! Rede nur keine Mafkulatur, Gertrudis, Eble von Säuerlich. Über die Blagenjahre bin ich doch wohl schon hinaus. Aber natürlich du mit deinen dreihunddreißig Maimonaten.“

„Bitte laß mich schlafen, ich habe Frühdienst,“ unterbrach die Älteste sie unwirlich.

„Wenns dir hier zu lebhaft ist, — an der Kreuzblume oben auf den Domtürmen solls menschenleerer sein,“ gab Minny schnippisch zurück und gähnte dabei herzhaft. Dann wisperte sie zu Elly hinüber, die gerade ihre Rissen aufklopfte, um sich recht behaglich einzufucheln: „Was bist du so schweigsam, Dide? Denkst du an „ihn“. Oder zwipst in Gedanken Gänseblümchen zum Dratelfragen: Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen . . .?“

Sie bekam keine Antwort von der Befragten. Nur Grete, die immer zuletzt fertig war und auch jetzt noch vor dem kleinen Toiletentisch saß und sich das Gesicht massierte, griff die letzten Worte auf und schloß, gefühlvoll deklamierend, eine Stelle aus ihrem Lieblingsbuch „Dreizehnlinden“ an:

Grünt der Wald und blüht die Wiese,
Geh'n die Mädchen in den Hagen,
Knüpfen Halme, zupfen Blätter,
Holde Antwort zu erfragen;
Holde Antwort über einen
Den sie meinen in Gedanken . . .

Dabei griff sie nach einer auf der Glasplatte des Tischchens stehenden Photographie, betrachtete sie mit zärtlichen Blicken und drückte verstoßen einen Kuß darauf.

Minny, die es von ihrem Bette aus beobachtete, schürzte die Lippen und ein Blick, in dem Mitleid, Spott und Unwillen miteinander kämpften, streift die in schier andächtiges Schauen versunkene Schwester.

Wie Grete an dem Menschen hing, dachte sie dazu. An d e m Menschen! Man konnte raten und warnen und predigen wie sämtliche Bücher des alten Testaments, es half nichts. Sie war nicht zu überzeugen, daß sie eine wurmzerfressene Ruß vergoldete, einen tönernen Götzen anbetete. Und rannte also blindlings in ihr Verderben. Wenn solche Liebe einem beschieden sein sollte . . .

„Na, ich danke!“ entfuhr es ihr laut.

„Sagtest du etwas?“ fragte Grete.

„Zarwohl: Geh in ein Kloster, Ophelia, wollte ich dir raten. Und dann meinem Nachgebete anfügen:“

Lieber heiliger Florian

Schüg' mein Haus,
zünd' andre an.

Die Liebe scheint mir nämlich doch eine etwas fragwürdige Erfindung zu sein.

„Was redest du wieder für Torheiten? Dir haben wohl die drei Glas Zitronenlimonade, die du heute abend getrunken hast das Hirn verwässert,“ neckte Grete, die der Schwester krause Gedankengänge nicht ahnte. „Aber gib nun endlich Ruhe. Die andern schlafen schon.“

Elly lag jedoch noch wach. Sie träumte mit offenen Augen vor sich hin. Das Herz klopfte ihr zum Zerpringen, ihr ganzes Sein war in Aufruhr. Sie meinte in hochschwebender Schaukel in atemberaubendem Schwunge über die Erde hinwegzufliegen bis an den Saum rosenroter, goldüberhauchter Wölkchen, bis an die Pa-

radieses Pforte. Der Schwestern Worte hatten einen Vorhang von ihre Seele fortgezogen und sie schaute geblendet in ein Meer von Licht und Glanz. Ja, nun wußte sie es. Sie liebten sich, Erik Lindholm und sie. Sie strebten zueinander mit aller Kraft des Willens und Herzens. Sie hätte lachen und weinen können in einem Atem. Mit dem Ameisenfleiß der Liebenden suchte sie alle die winzigen Einzelheiten, die des teuren Mannes Reizung verrieten, aus dem Schrein ihrer Erinnerungen und stellte sie wie bunte Mosaiksteinchen zu einem schimmernden Gemälde zusammen, befränzte es mit duftschweren Purpurosen, entzündete ihr Herz davor wie einen Weihrauchkern.

Längst schon verkündeten die ruhigen Atemzüge der Schwestern, daß sie fest schliefen, als sie immer noch ihren süßseligen Gedanken nachhing und am andern Morgen trieb dennoch die innere Erregung sie als die erste aus den Federn.

Schon etliche Minuten vor halb neun schloß sie die Tür auf, ein Ereignis, das Schwarz, der langjährige „Ober-Rubier“, der eine Art Vertrauensstellung genoss und sich schon mal eine schnoddrige Redensart erlauben durfte, zu der Frage veranlaßt, ob sie vielleicht die Nacht durchtanzt habe, weil sie schon so früh komme.

„Sehe ich denn so verschwemelt aus?“ fragte Elly lachend.

„Jott bewahre! Das wollt ich nich jesagt haben. Notbädig wie'n Weihnachtsäppelche, un Augelcher so blank un grell wie Automobilslaternen,“ entgegnete der Alte in seiner kölnischen Mundart. „Ich hab' als eben jesagt, als Sie da so flott un flint angewippt kamen: Et is en Schand, — sobald als m'r verheirat is, lernt m'r erst die schönste Mädcher kenne. „Wat is zum Beispiel uns' Fräul'n Meinhard für en appetitlich, lecker, staats Zupperpüppche,“ sagt ich für der Herr Lindholm.“



Zerschossenes Panzerfort in der eroberten französischen Festung Manonvillers.

„Na, nun hören Sie aber auf, Sie nichtbrüchiger Großpapa!“ wies Elly ihn zurecht, aber ihre Entrüstung war nicht so ernst gemeint, zumal da ihr Auge dem ausleuchtenden Blick Lindholms begegnete, in welchem sie die grobkörnige Schmeichelei des Graubarts zärtlich bestätigt sah. Wie eine warme Welle schlug süße Bönne in ihr empor.

Aber fast im gleichen Augenblick änderte sich jäh sein Gesichtsausdruck. Wie ausgelöscht war der helle Widerschein zärtlicher Empfindungen, das Feuer seiner Augen wandelte sich in dunkles Grauen, als sähe er ein Gespenst, ein Gorgonenhaupt vor sich auftauchen. In Qual und Angst verzerrten sich seine Mienen. Sekundenlang nur, wie ein Spas, ein Krampf. Dann hatte er sich wieder in der Gewalt, seine zusammengesunkene Gestalt straffte sich, seine Züge glätteten sich. Ein einziger schneller, scheuer Blick streifte das Mädchen, dann wandte er sich plötzlich ab, schritt davon.

Elly schaute ihm betroffen nach. Der Schreck war ihr förmlich in die Glieder gefahren. Was war das? Was bedeutete diese seltsame Veränderung, dies Wetterleuchten einer ganzen Stala von Empfindungen auf seinem Gesicht? Dieses fast feindselige Zurücktreten . . .

Es sah ja so aus, als wehre er sich mit aller Kraft gegen die Gefühle, die ihn zu ihr drängten. Aber warum nur? — Sie mußte immer wieder darüber nachgrübeln.

Doch das Seltsamste war, daß Lindholm ihr auch weiter offensichtlich auswich, die ganzen folgenden acht Tage sie wie eine Wildfremde behandelte, nur kurze Grüße bei zufälligem Begegnen mit ihr wechselte.

Es war ihr eine wahre Marter. Jetzt erst fühlte sie, wie teuer er ihr war, wie glücklich das Bewußtsein sie gemacht, daß er sie liebte. Daß sie so gar keinen Anhalt dafür hatte, was ihn so jäh veränderte, verschärfte noch ihre Pein. Aufgeregt suchte ihre Phantasie nach Gründen für seine Handlungsweise, alles mögliche erjann sie.

Zimmer wieder zog es sie zu einer Stelle der Galerie, von der sie gerade auf Lindholms Platz schauten, den hellblonden lockigen Kopf, das seine Gesichtspröfil sehen konnte, die weiße, frauenhaft zarte Hand, die emsig über das Papier glitt oder in ungeschickter anmutiger Lage den Briefbogen beschwerte. Sie hätte sich darüber beugen, sie küssen und mit Tränen benetzen mögen, ihn anbetteln: Sei mir doch gut, sieh mich wieder so lieb an wie an jenem glückseligen Abend! Sage mir, was dich bedrückt!

Es war ihr, als zeige sein bleiches Gesicht einen verdüsterten Ausdruck, einen fremden Leidenszug und das Herz tat ihr darüber weh. Ihr Verlangen nach ihm brannte sie wie eine offene Wunde.

Zu Hause war sie in diesen Tagen wenig unterhaltend und liebendwürdig. Gleich am ersten Mittag, als Grete neugierig nachsah nach dem neuen Schwager erkundigte, schnaubte sie sie in ihrer nervösen Gereiztheit so ungnädig an, sie solle sie mit ihrem albernem Gewäsch in Ruhe lassen und sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.

Die Mama gebot schleunigst, — wozu sie bei ihren temperamentvollen Töchtern oft genötigt war! — in ihrer ruhig bestimmten Art Frieden, damit nicht eine endlose Debatte aus dem Zusammenstoß werde, weil jede das letzte Wort haben wollte.

Es fragte aber danach keiner mehr nach Lindholm, obgleich zwar niemand begriff, was vorgefallen sein könne. Nur Gertrud, die eine ziemlich geringe Meinung von den Männern hatte, meinte, Elly habe wohl etwas Ungünstiges über seinen Lebenswandel und Charakter erfahren und deshalb die frisch angebahnten Beziehungen kurzerhand abgebrochen.

„Was das Vernünftigste wäre, was sie in solchem Falle tun könnte. An e i n e m minderwertigen Vertreter der edlen Männerasse haben wir reichlich genug in der Familie,“ schloß sie hart.

„Daß das nur Grete nicht hören!“ warnte die Mutter seufzend. „Sie ist ja so verblendet.“

„Eine schwächliche Natur ist sie. Sie will einfach nicht sehend werden. Aber wir erleben es schon, wie ihr ihr Götendienst geföhnt wird.“

Die Meinhardt hatten nicht immer die ziemlich bescheidene Wohnung im dritten Stock eines schablonenhaften Mietshauses der Vorgebirgsstraße innegehabt, und den vier Schwestern wars auch nicht an der Wiege prophezeit worden, daß sie sich einmal ihr Brot selbst verdienen müßten.

Der Architekt Meinhardt lebte in geradezu glänzenden Verhältnissen, bis ihm der Einfall kam, in einem bis dahin brachliegenden, nicht einmal landschaftlich reizvollen Gelände in der Nähe der Stadt eine Villenkolonie zu gründen, in der Art, wie dies kurz vorher an anderer Stelle mit Glück geschehen, und nach dem Vorbilde des sich damals gerade prächtig und hoffnungsvoll entwickelnden Villenortes Marienburg. Teils mit dem Gelde einiger Spekulanten, teils aus eigenen Mitteln und auf seinen Kredit hin, baute er eine ganze Anzahl meist wirklich geschmackvoller wie praktischer Häuser, in verschiedener Größe, Stilart und Ausführung, teils als englische Cottages, tiroler und schweizer Bauernhäuser, teils altdeutsch, im gravitätischen Wiedermeiergeschmack, Renaissancepalast, ein kokettes Rokoko-Schlößchen und eine naturgetreu kopierte Ritterburg bildeten etwas seltsame Prunkstücke der originellen Schöpfung, auf die Meister Meinhardt stolz war wie auf seines Lebens bestes Werk.

Aber die erhoffte goldene Ernte blieb aus. Den in Frage kommenden Kreisen war die Gegend zu abgelegen, zu weit vom großstädtischen Verkehr, die Verbindung dahin zu schlecht. Trotz aller Reklame ward nur eine der Bauten verkauft und ein paar andere vermietet; der weitaus größere Teil blieb leer.

Dennoch hätte sich der tätige und energische Mann durch anderweitige Unternehmungen über Wasser halten und auf den Erfolg warten können, wenn nicht das Schicksal ihm die harte Hand auf das Leben selbst gelegt hätte. Ein älteres, nie groß beachtetes Leberleiden ward als sehr gefährlich erkannt und brachte dem rüstigen Manne ein qualvolles Siechtum. Er war gezwungen, für die Leitung seines umfangreichen Baugeschäftes einen Teilhaber zu nehmen, aber dessen Wahl erwies sich als ein Mißgriff. Er verstand nichts, war anmaßend gegen bau- und kaufmännische Interessenten und der fränke und hilflose Sojus mußte in ohnmächtiger Verzweiflung den schnellen Niedergang des blühenden Unternehmens gewahren.

Baumeister Meinhardt war eben seinen schmerzhaften Leiden erlegen, als der gänzliche Zusammenbruch das Maß des Unglücks für Frau und Töchter voll machte.

Geiratsfähig war damals nur Gertrud, aber verlobt keine. Solange sie im Wohlstand lebten, hatten sich die umschwärmten Mädchen keine Sorgen darum gemacht, früh sich zu binden, sondern wählerisch an allen Verehrern herumgemäht, große Ansprüche gestellt und ohne langes Überlegen Körbe ausgeteilt.

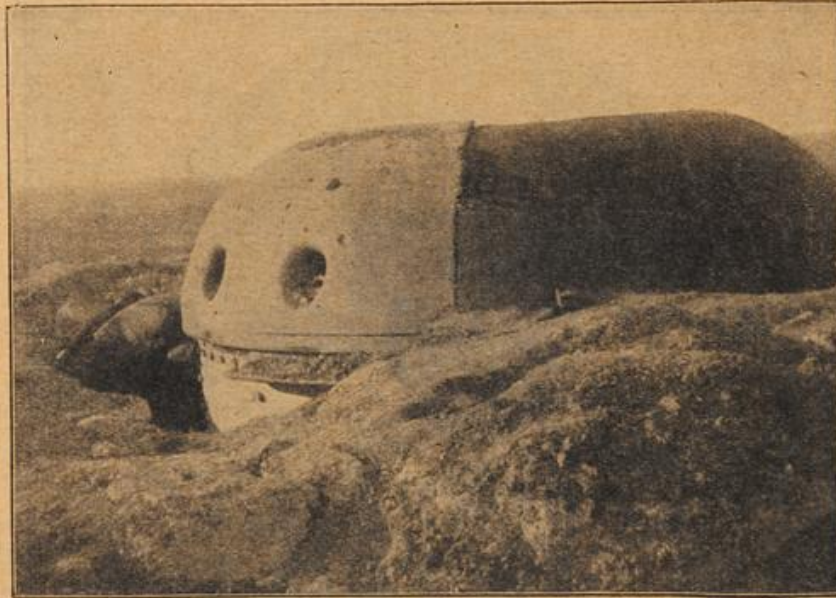
Nur Frau Meinhardt's Privatvermögen, fünfzigtausend Mark, war ihnen gerettet worden. Davon konnten sie keine so elegante und große Wohnung mehr halten wie bisher, und auch sonst machten sich an allen Ecken und Enden Einschränkungen nötig, die von den im Überfluß aufgewachsenen Mädchen hart und bitter empfunden wurden. Und die neue kleine Wohnung widerhallte oft genug von stürmischen Szenen.

Im Kopf der energischen Elly, die beim Zusammenbruch noch in ihrer Pension in Spa geweilt, entstand zu allererst der Gedanke an eine Tätigkeit, einen eigenen Erwerb, und da die Mutter ihr beipflichtete, besuchte sie eine Handelsschule zu kaufmännischer Ausbildung.

Ihr Beispiel wirkte aufmunternd. Gertrud bewarb sich auf Anregung und Fürsprache eines im höheren Postfach stehenden Verwandten um eine Anstellung beim Telephonamt, die sie auch erhielt.

Grete, die gute Sprachenkenntnisse besaß, wie eine elegante Erscheinung und gewinnende Manieren, fand in einem der ersten Modehäuser der Stadt, einem feinen Salongeschäft, Anstellung zum Empfang der meist vornehmen, den Adels-, Finanz- und höchsten Beamtenkreisen der Provinz angehörenden Damen, und der Korrespondenz mit ihnen.

(Fortsetzung folgt)



Zerschossenes Panzerfort in der eroberten französischen Festung Manovillers.

Ein Botengang.

Aus dem Französischen überfetzt von R. v. W o c h o l z.
(Nachdruck verboten.)

„Und Sie, Herr Pfarrer, waren Sie niemals in Paris?“
Der vom Alter gebeugte Herr mit dem zarten Körper zeigte bei dieser Frage eine starke Erregung. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, und sagte dann nach einigem Zögern:

„Nur einmal war ich dort.“

„Und wie hat Ihnen diese Stadt gefallen? Sind Sie nicht herrlich, diese Gebäude, diese langen Straßen und die vielen Menschen und Verkehrsmittel darin?! Zweifellos waren Sie in der Notre-Dame-Kirche, welches waren Ihre Eindrücke?“

„Ich kann mich auf nichts mehr besinnen, und zwar aus dem guten Grunde, weil ich nichts gesehen habe. Ich ging sofort dahin, wo ich zu tun hatte, und fuhr dann so schnell als möglich nach Hause.“

Diese Antwort war erstaunlich. Kann man das begreifen? Dort gewesen zu sein, ohne eins der Wunder von Paris gesehen zu haben. Es war ganz unverzeihlich. Verdiente das nicht Tadel? Da hob der Greis seine Hand, gleichsam um den Sturm abzuweisen, und lächelnd sagte er:

„Warten Sie, ich erzähle Ihnen von meinen Irrfahrten.“

Nichts war erwünschter. Die größte Stille herrschte sofort, und der Pfarrer von Sainte-Blandine fing an:

„Damals hatte ich eine andere Stelle inne, die ich nicht näher nennen kann, und Sie werden bald meine Gründe dafür einsehen.“

„Ein Zufall wollte es, daß ich in meinem kleinen, abgelegenen Orte dazu ausersehen war, eine bedeutende Summe Geldes, eine Anleihe, wieder zurückzugeben, und die Persönlichkeit, welche mir den Auftrag gab, wollte zweifellos jede Spur der Angelegenheit verwischen. Ich muß zugeben, daß sie dies vollkommen erreichte, indem sie mich den armen unbekanntem Pfarrer des abgelegenen Gebirgsgebietes dazu erwählte.“

„Man gab mir etwa dreißig Tausend-Franks-Scheine und die genauesten Vorschriften zu meinem Gange. Solch eine Summe hatte ich noch nie in Händen gehabt. Ich sollte diese Scheine einer Dame in Paris übergeben — nennen wir sie Madame Durand.“

„Der Auftrag war mir schmeichelhaft, und doch auch wieder machte er mir Sorgen. Angenehm war es, einen Akt der Gerechtigkeit zu vollbringen, ein Gewissen sich erleichtern zu helfen und dem andern die unerwartete Freude über die Rückzahlung zu bereiten.“

„Ich hatte gerade viel in der Gemeinde zu tun und darum kam mir diese Reise nach Paris nicht sehr gelegen, auch sorgte ich mich sehr um die Sicherheit der Papiere und drittens, — warum sollte ich es nicht gestehen? — die Ausgaben, welche mir durch diesen Auftrag erwachsen, waren eine schwere Last bei meinen geringen Geldmitteln.“

„Jedoch die Pflicht rief und ich reiste ab.“

„Kaum dem Zuge entfliegen, schlug ich die Richtung nach dem Hause der Madame Durand ein. Welches stattliche Haus! Aus der Tiefe seines Zimmers höre ich die Stimme des Portiers: „In der ersten Etage!“ Ich steige hinan und klinge. Meine Hand fühlt mechanisch nach, ob die Briestafche mit den dreißig Scheinen noch da ist, so oft hatte ich das unterwegs getan.“

Ein galonierter Diener öffnet:

„Madame Durand?“ frage ich. Der Diener antwortet kurz: „Die Dame empfängt nicht,“ und im selben Augenblick schließt er wieder die Tür.

Ich klinge wieder. Der Diener erscheint von neuem. Sagen Sie, bitte, Madame Durand, daß ich sie durchaus sprechen muß. Es handelt sich um eine sehr wichtige Angelegenheit.“ Ich werde nun in ein Vorzimmer gewiesen, dort warte ich in dem Gedanken, was nun passieren wird.

Nach einigen Minuten wird mir der Bescheid: „Die Dame läßt bitten, in einer Stunde wieder vorzukommen.“

Ich antworte: „In einer Stunde bin ich wieder unterwegs nach meiner Heimat. Meine Mitteilung würde nur wenige Minuten in Anspruch nehmen. Sagen Sie Madame Durand, sie würde es nicht bereuen, mir die kurze Zeit gegönnt zu haben.“

Hierauf entfernt sich der Diener. Als er sich wieder zeigt mit etwas tadelnder Miene ob meiner Hartnäckigkeit, öffnet er eine Salontür für mich mit den Worten:

„Madame läßt bitten.“

Ich befand mich in einem höchst eleganten Salon mit Teppichen, kostbarer, als die der Kathedralen, und Bronzen, Kronleuchter, Bilder waren da, so schön wie in einem Museum.

Das alles betrachtete ich und hatte mein Wertpapier fester und sicherer denn je; ich denke, wie bald ich nun der Sorge enthoben sein werde, und daß man mich mit offenen Armen empfangen wird.

Nach zwanzig Minuten höre ich ein leises Geräusch, Madame kommt, eine große, magere Frau von wenig ansprechendem Aussehen.

„Sie wünschten mich zu sprechen?“

„Ja, Madame.“

„Ich möchte Ihnen im voraus sagen, daß, wenn es sich um ein Almosen handelt, Sie vergeblich kommen. Wir haben hier genug Arme.“

„Ich komme nicht, um Sie um Geld zu bitten, sondern um Ihnen welches einzuhändigen.“

Da hätten Sie das Erstaunen dieser Dame sehen sollen, nach einigen Minuten hatte sie sich wie-



Die Besatzung eines Zeppelins, die das Eisene Kreuz erhielt.

der gefaßt und sagte:

„Darf ich um nähere Erklärung bitten?“

„Das ist einfach genug. Eine Persönlichkeit hat Ihren Vater vor einigen Jahren einer gewissen Summe beraubt und beauftragt mich nun, Ihnen dieselbe mit Zinsen wieder zuzustellen; die Summe beläuft sich auf dreißigtausend Franks.“

Hierauf präsentiere ich meine Briestafche. Madame Durand nimmt sie, zählt die Scheine und verdutzt sagt sie:

„Es sind wirklich dreißigtausend Franks.“

„Aber statt in Freude auszubrechen, wie ich nun erwartete, geriet sie in argen Born, und indem sie mir einen erötenden Blick zuwarf, rief sie:

„Und Sie mein Herr, ein Geistlicher, Sie kennen derartige elende Menschen — und Sie zeigen sie nicht an?“

Etwas verblüfft durch diesen Ausgang der Angelegenheit konnte ich nicht umhin, ihr zu sagen:

„Madame, jetzt, wo Sie ihren Fehler wieder gutmachen, ist es wohl nicht angebracht, Sie den Gesetzen zu überliefern. Außerdem ist es ein Geheimnis, welches ich nicht verraten darf. Ich war glücklich, Ihnen das Ihrige wieder bringen zu dürfen, ich habe meine Pflicht hierin erfüllt, erlauben Sie, daß ich mich verabschiede.“

Ich stand auf. Madame Durand, die doch etwas beschämt über ihr Betragen war, sagte:

„Warten Sie einen Augenblick, ich werde Ihnen etwas für Ihre Armen holen.“

Diesem Drange edler Taten durfte ich nicht wehren. Ich wartete. Sie kam zurück und übergab mir ein kleines Päckchen. Ich hatte gerade noch Zeit, um meinen Zug zu erreichen. Ich dankte daher und empfahl mich.

„Wieviel,“ fragte jemand, „hat sie Ihnen gegeben?“
Als ich im Kuppe sah, machte ich das Päckchen auf. Es waren fünf ganze Franks darin.“

Der weiße Rabe im Hohen Venn.

Von Alb. Bonjean.

Autorisierte Übersetzung von Alph. Verho.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Etwas anderes aber war es, was in dieser Bauernstube dem Fremden aufgefallen wäre: Auf allen Stühlen, auf der Truhe, oben auf der Uhr, auf dem Ofenrande, auf den Fensterbänken, aufgehäuft wider die Wand, in jeder Ecke, auf jedem Möbel: Bücher! — Große Preis-Folio-Bände, Manuskripte, alte Bücher in Pergament gebunden, in Schweinsleder, mit Lederriemen geschlossen — überall Bücher, Bücher, Bücher! Eine Sintflut von Büchern! Und hätte der Besucher Zeit genommen, diese

nungen sah ein Ende. Wo bisher die glücklichsten Verhältnisse geherrscht, in diesem Hause kehrte nun Frau Sorge als Alltagsgast ein. Alt-Heidelberg sah der junge Mann nie wieder. Bald kniete er am Sterbebette des gebrochenen Vaters, und als er diesem die Augen geschlossen, da sah er sich vor einer neuen Aufgabe: der allein stehenden Mutter das Brot verdienen, ihr die Last eines herben Schicksals so sehr als möglich zu erleichtern. Der junge Mann nahm die Bürde mutigen Herzens auf — er war einer jener starkerzigen Naturen, die gestählt sind gegen alle Schicksalsschläge. Mit den Resten des gestrandeten Vermögens kaufte er in Dwisat das kleine Anwesen, arbeitete dorb und hart, und dank seinem Fleiße und seiner Ausdauer kehrte bald ein bescheidener Wohlstand in das Häuschen ein.

Im Laufe der Zeit fand der ehemalige flotte Student sich jedoch allein — an einem Winterabend erlag die Mutter dem harten Klima des Hohen Venns.

Sei es, daß eine innige Anhänglichkeit ihn an diese Scholle band, die er selbst ausgerodet und zu fruchtbarem Boden erhoben hatte — sei es, daß er sich nun selbst ein Sohn des Venns fühlte, er blieb im Dorfe, inmitten dieser schlichten Bauern, deren schwierigen Hände er so gerne gebrückt. Seinen Wissensdrang aber hegte er, Tag für Tag, und mit Büchern, die nicht allein gelesen, sondern tatsächlich studiert wurden, bereicherte er fortdauernd seine Bibliothek.



Vorbereitungen zum Laden der „Gulaschanone“ (Feldfrüchte).

Kaufen Bücher zu sichten, er hätte noch mehr gestaunt! Vornehmlich waren die exakten Wissenschaften vertreten, sehr wenig Romane, fast keine Gedichtwerke, gar keine Theaterliteratur. Wenn auch die Erzeugnisse der sogenannten schönen Litteratur fast ganz fehlten, so hegte der Hausherr eine Vorliebe für Bücher in Prachtausgaben, und in einem Gläserkränzchen bewahrte er einige Bücher von großem wissenschaftlichem und hohem künstlerisch typographischem Werte.

Wer sollte wohl der Besitzer solcher Schätze in diesem schlichten Bauernhause sein! Wer mochte der Bauer sein, bei welchem die Bücher eine solche Herrschaft erlangt hatten? Ein ehemaliger Stadtherr — ein Professor — ein Arzt vielleicht, der vor den Anforderungen einer hypochondrischen Generation Ruhe gesucht und in diesem abgelegenen Dorfe gefunden hatte? Oder war der Mann ein Egoist, der seine Schätze vor neugierigen Blicken oder vor der Eier ungeduldiger Erben verbarg?

Nichts von alledem. Der Bewohner dieses Hauses war ein einfacher Bauer, sehr bescheiden, sehr fleißig, der sich nur einen Luxus gönnte: Bücher erwerben, — der nur eine Leidenschaft kannte: Wissen.

Als Sohn eines reichen Gerbers aus Malmedy, hatte er zur Glanzzeit des väterlichen Geschäftes die Universität Heidelberg bezogen, dort eine Zeitlang Philologie studiert. . . . Einige dreißig Jahre sind seitdem verfloßen. Er wollte sich dem Lehrberufe widmen, — seine ganze Seele strebte nach dieser Karriere, nach diesem dornenvollen Lebenswege, der stets die edelsten Herzen anzog. . . . Leider, aber! Ein Bankrott machte den stolzen Hoff-

Das Volk liebt es bekanntlich fast allerorten, einzelne Menschen mit Namen zu belegen, die ihnen standesamtlich gar nicht zukommen — einen Spitznamen schleppte mancher sein Leben lang mit sich, der ihm nicht immer angenehm war. Fechir wurde fast nie bei seinem Namen genannt, für alle war er der „Botaniker“, da man ihn oft beim Pflanzen sammeln antraf. Von allen offiziellen Pflanzen der Gegend hatte Fechir Vorräte im Hause. Er kannte den Heilwert aller, und seine Kenntnisse kamen den Armen zugute, die sich die teuren Besuche der Ärzte aus Malmedy nicht leisten konnten. Die Behandlung war einfach: Tee- oder Kräuterbäder, weder Pillen, noch Medizinflaschen. Man erzählte, daß ein schlauer Bauer, dem Fechir gelegentlich Pfaffenblümchen gegen Kopfschmerzen, Alettenwurzelbäder gegen Rheumatismus — dann Huslattig, als der Mann zum Gotterbarmen hustete, später einmal gehackte Hauswurzelblätter als Hühneraugenmittel und leihthin Majoranblütentee zur besseren Verdauung verschrieben hatte — man erzählt, sagten wir, daß einem schlauen Bauer ein besonderes Licht aufging und er eine neue Heilmethode er fand: In einem Topf warf er Pfaffenblümchen, Alettenwurzel, Huslattig, Hauswurzel, Bitterklee, Hollunderblüten und noch anderes mehr und ließ das ganze die üblichen Minuten lang kochen. . . . Beim geringsten Unwohlsein in der Familie wurden von diesem Gebräu ein paar Tassen aufgewärmt und getrunken, und . . . man überließ es der dazu vorher bestimmten Pflanze, das etwa vorhandene Übel zu heilen! Als Fechir von dieser neuen Therapeutik hörte, da hat er weidlich gelacht.

. . . Marville war also in Fechirs Zimmer eingetreten. Vor-

sichtig ging er um die Bücherhaufen, die überall herumlagen. Sein Freund las im Lichte einer qualmenden Lampe in einem Buche. Andere Bücher lagen offen auf dem Tische. Fechir hob den Kopf und seine blauen Augen, aus welchen eine herzliche Güte sprach, begrüßten den Eintretenden.

„Guten Abend, Marville. Du bist pünktlich zur Stelle. Ich hoffe, wir werden heute Abend gute Arbeit leisten.“

„Umso besser — umso besser,“ antwortete der Jäger, halb vertrauensvoll, aber auch halb ungläubig. „Die Geschichte muß ein Ende haben — ob so, oder so. Ich bin es müde. Sieh, Fechir, ich habe zu meiner alten Flinte kein Vertrauen mehr. Hin ist auch meine sonstige Kaltblütigkeit. Ich werde nervös. Das Pulver allein sollte reden — ja, zum Teufel, das Pulver allein! Und nun klopfen wir Rat zu holen, an der Tür eines Bücherwurms!“

„Sei ruhig, Johann — Joseph, sei ruhiger, und nicht so schlechter Laune! Wir werden in der Sache schon klar sehen. Sieh dich! . . . Vor allem: kannst du mir versichern, daß es sich ganz bestimmt um einen weißen Raben handelt? . . . Ein Irrtum ist doch immerhin möglich. Es gibt so viele Vögel, die in der Dunkelheit eine Verwechslung möglich machen! Zwischen Hell und Dunkel verwischen die Umrisse, die Linien schwinden, und von dem Geschautes bleibt schließlich nur noch ein Geringes übrig, etwas Farbe. Da ist zum Beispiel der Specht, mit seinen langen hellfarbigen Flügeln, und auch der Eichenhäher — wenn sie abends zum Neste heimfliegen, da bilden sie nur noch einen hellen Flecken im Dunkel der Nacht. Kann es vielleicht nicht eine Kröte, mit ihrem weißen Unterleib, eine wilde Taube oder ein Haidehuhn gewesen sein? . . .“

„Bist du bald zu Ende mit Deiner Litanei?“ unterbrach ihn Marville in gekränktem Tone. „Als ob ich nicht, besser als du, unser heimisches Federwild kenne! Wilde Enten, Häher, wilde Tauben! . . . Es ist zum Lachen, daß du solches Gerede einem alten Waldmanne hältst! Ich habe von einem weißen Raben gesprochen, und ich bleibe dabei. Nicht einmal, zehnmal, zwanzigmal habe ich ihn gesehen! Nicht allein am Abend, am Morgen sowohl wie am hellen Mittag, zu jeder Tagesstunde. Und da kann mir keiner sagen, es sei kein Rabe! Der dicke gelbe Schnabel, die langen, spitzen Flügel, die kräftigen Krallen, der Flügelschlag, der ganze Körperbau, das sind eben so viele Beweise. Daß dein Zweifeln, Fechir, und sage mir, was du in deinen Büchern gefunden hast.“

„Ich bin noch nicht überzeugt. Du hast so lange vergebens gewartet, hast so lange gestarrt in die Tageshelle, in den Mondschein . . . hast so sehnlichst den Wunsch gehegt, den Vogel niederzuknallen, und es ist dir nicht geglückt . . . bis du vielleicht selbst das Opfer deiner Einbildungskraft geworden bist. Ich wiederhole es dir: ein klein wenig weiße Farbe inmitten einer großen schwarzen Fläche, im Walddunkel, genügt, den Gespensterglauben zu erwecken. Ich glaube freilich nicht, daß du Gespenster gesehen hast. Es ist wohl auch kein Häher, auch keine wilde Taube gewesen. Aber in Brehm's Tierleben las ich soeben, daß manchmal der Schneehaarfang die Polarregionen verläßt und bis in unsere Gegend gelangt. Nun ist dieser Vogel, abgesehen von wenigen braunen Flecken, glänzend weiß. Die Spannweite der Flügel des Harfangs . . .“

„Harfang, — Harfang, kenne ich nicht!“ unterbrach wiederum Marville dem Naturalisten. „Du redest Unsinn, Fechir, Unsinn! Und wenn ich da oben (er tappte mit dem Zeigefinger an seine Stirne) nicht mehr richtig bin — so fängst du an, vor lauter Büchergelehrsamkeit, die einfachsten Vorkommnisse nicht mehr zu begreifen. Hole die Ältesten alle vom ganzen Bann herbei und kein einziger — aber kein einziger! weißt du — wird je etwas von deinem neuen Tier gehört haben. Übrigens, höre: Ich stehe leibhaftig vor dir und gebe dir die Versicherung: in diesem Augenblicke

selbst schallt mir das Geträchze meines weißen Rabens noch im Ohr, ein Geträchze, wie das aller Raben der Welt: kroa, kroa, kroa! . . . Zweifelst du noch?“

In diesem Augenblicke hörte man einen langgezogenen Schrei, der aus den alten Bäumen der Schutthede, deren wunderliche Geäste im Dunkeln so eigentümliche Umrisse zeigten, herzukommen schien. Der Jagdhüter fuhr ganz zusammen. Dann horchte er aufmerksamer zu. Der Schrei wiederholte sich mehrmals, in kurzen Zeitabständen. Dann verloren sich die Töne in die große Stille des Banns.

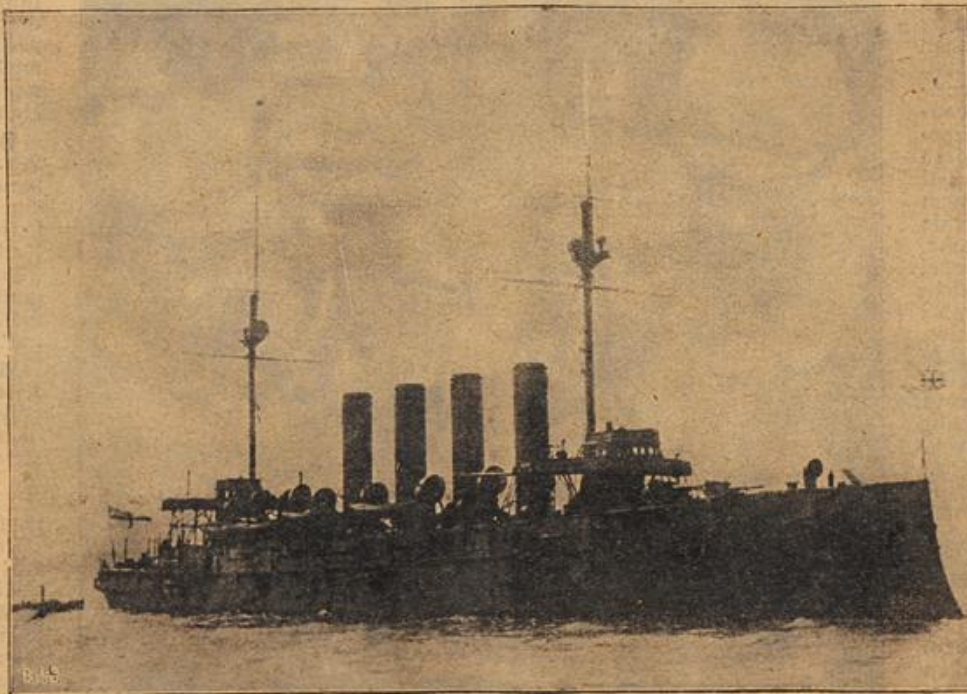
„Es ist nur ein Käuzchen — ein Käuzchen, mein armer Marville!“ sagte etwas spöttelnd Fechir. „Jeden Abend streicht es hier herum, und in der Nähe des Hauses macht er sich immer bemerkbar. Es ist mir ein alltäglicher treuer Gast, und wer weiß! ob das arme Tier uns nicht von Nutzen sein kann. . . . Später reden wir darüber mehr. . . . Sei aufrichtig, Johann — Joseph, hast du nicht eben geglaubt, deinen weißen Raben zu hören? . . . Oh! die Einbildung, die Einbildung! So schnell hatte ich nicht die Bestätigung meiner Vermutung erwartet! . . .“

Marville runzelte die Stirne. Über den Spott wäre er beinahe aufgebraust, wenn Fechir, der Sturm witterte, nicht freundlich eingelenkt hätte.

„Na, laß das Brummen — ich füge mich deiner Ansicht, du abscheulicher Starrkopf. Aber freue dich nicht zu früh! Mein

Widerpruch und mein Zweifel zu meiner Taktik. Die Hauptsache ist doch wenn man in den Krieg zieht, den Feind zu kennen. Ich habe in meinem Leben noch nie einen weißen Raben gesehen. Die berühmtesten Naturalisten behaupten, diese Spezies sei äußerst selten, so selten, daß die meisten den weißen Raben ins Reich der Märcen verlegen. Buffon sagt — hier im neunten Band seiner Werke, auf Seite dreihundertsebenundvierzig — daß man weiße Raben in Mittel-Frankreich und in Mittel-Deutschland findet. Unser großer Brehm teilt aber nicht die Ansicht seines französischen Kollegen — er glaubt ebensowenig an weiße Raben, wie am Kraken der norwegischen Meere. Und siehe mal, dort auf dem Spinnrad, da liegt das Werk des Baron Selhs-Lungchamps, eines Belgiers, der die Fauna der Gegend von Berviers beschreibt, und auch den sogenannten weißen Raben als außerordentlich selten bezeichnet — außerordentlich selten, hörst du!

(Fortsetzung folgt.)



Zu der Heldentat des deutschen Unterseebootes „U 9“. Einer der zerstörten Panzerkreuzer „Cressa“.

sehen Meere. Und siehe mal, dort auf dem Spinnrad, da liegt das Werk des Baron Selhs-Lungchamps, eines Belgiers, der die Fauna der Gegend von Berviers beschreibt, und auch den sogenannten weißen Raben als außerordentlich selten bezeichnet — außerordentlich selten, hörst du!

Der Stabstrompeter.

Seht den Stabstrompeter!
Brüder, seht, da steht er.
Dieses ist der wack're Mann,
Der so wohl trompeten kann,
Wie kein anderer.

Seht den Stabstrompeter!
Mehr als das versteht er.
Wenn es an das Einha'n ging,
Die Trompet' zur Seit er hing,
Griff zum Säbel er.

Seht den Stabstrompeter!
Seine Kunst versteht er.
Wenn es geh'n sollt' in den Sturm,
Blies er wie vom Kirchenturm
Übers ganze Heer.

Seht den Stabstrompeter!
Mit der Klinge mäht er,
Bis der Feind am Boden ist,
Dann gibt er der Klinge Frist,
Dann trompetet er.

Seht den Stabstrompeter!
Brüder, seht, da steht er.
Ist in unserm ganzen Heer
Noch ein zweiter so wie er?
Nun, so tret' er her.

Friedrich Rückert.



Sprüche.

Tun wollen, was man tun darf, folgen,
wo Natur und Herz gebieten, das ist die
Freiheit des Weisen.

*

Mehr Fliegen als mit einem Faß Essig
werden mit einem Tropfen Honig gefangen.

Vom Obersten von Neuter. Auf die

Nachricht, daß Oberst von Neuter auf dem Felde der Ehre gefallen sei, hatte sich ein Chemnitzer Stammtisch an die in Kolberg wohnende Schwester des Obersten mit der Bitte um Nachricht gewandt. Darauf erfolgte nach der Chemnitzer Allgemeinen Zeitung folgende Antwort: „Der liebe Gott hat meinen Bruder wunderbar beschützt, so daß er aus den mörderischen Kämpfen bei Mauerbeuge unverletzt hervorgegangen ist. Nur das Pferd hat er verloren. Kurze Zeit darauf, als er mit seinem Stab zusammenstand, platzte eine Granate in seiner Nähe. Alle Offiziere wurden dabei verwundet, nur ihm allein ist nichts geschehen. Dabei wird er, wie er selbst schreibt, dauernd totgesagt. Heute erhielt ich nach schweren Kämpfen von ihm wieder Nachricht. Der liebe Gott möge ihn weiter beschützen, wie auch meine zwei andern Brüder, von denen der eine auch als Oberst die siegreiche Schlacht unter Generaloberst von Hindenburg im Osten mitgeschlagen hat, während mein „Marinebruder“ Kommandeur eines Schiffes ist.“

Zurückgesandte Orden.

Die Vorgänge der neuesten Zeit haben nicht nur den bekannten Aufstuf deutscher Gelehrter gegen die Beibehaltung englischer Titel und Auszeichnungen zur Folge gehabt, sondern in zahlreichen Fällen die Ablegung und Rückgabe fremder Ordensauszeichnungen seitens deutscher Männer, denen diese Ehrungen im Frieden zuteil geworden waren. Wie alles in der Weltgeschichte, hat auch diese Handlungsweise bereits ihre Vorbilder gehabt, und zwar war es seinerzeit Napoleon I., der durch sein Verhalten manchen „Ausgezeichneten“ veranlaßte, die ihm zugedachten Orden abzulehnen oder früher erhaltene zurückzugeben. Am bekanntesten ist vor 110 Jahren der Fall des ehemaligen Königs von Schweden, Gustav Adolfs IV., geworden, der sich später Oberst Gustafson nannte. Er war u. a. Ritter des preussischen Schwarzen Adlerordens, der leider auch Napoleon verliehen worden war. Als im März 1804 auf Napoleons Befehl der Herzog von Englien in Vincennes erschossen worden war, sandte Oberst Gustafson den Schwarzen Adlerorden nach Berlin zurück mit dem Bemerkten, daß seine Ritterschur ihm verbiete, Waffen- und Ordensbruder des Mörders Bonaparte zu sein. Aus demselben Grunde gab Gustafson nach dem Tilsiter Frieden

den russischen Andreasorden, den ihm der Zar verliehen hatte, an diesen zurück, weil auch Napoleon den Orden befaß.

Das unter deutsche Verwaltung genommene Gouvernement Suwalki und seine Bedeutung für die Holzindustrie. Die Nachricht, daß das Gouvernement Suwalki unter deutsche Verwaltung genommen wurde, ist für die deutsche Holzindustrie von weittragender Bedeutung. Dieses Gouvernement wird im Westen von den berühmten ostpreussischen Holzrevieren und im Osten

woer Forsten eine Quelle lohnenden Erwerbs.

Ein „heller Sachse“. Der Inhaber eines Leipziger Schuhgeschäftes erzählt folgende Schurre: „Ich mußte einen Augenblick zur Post gehen und ließ meinen Gehilfen allein im Laden zurück. Währenddessen betrat ein Kunde den Laden und wählte sich zu 23,50 Mark ein Paar Lackstiefele aus. Er hatte aber nur 20 Mk. bei sich und bat, ihm die Schuhe mitzugeben, er werde in einer Stunde wieder vorbeikommen und den Rest mitbringen. Mein Gehilfe handigte dem Unbekannten tatsächlich die Schuhe aus. Als ich ihn hinterher zur Rede stellte, wie er gegen 20 Mark die Lackstiefele an einen Unbekannten hergeben könnte, meinte er vergnügt: „Och, Meister, där Mann kommt wieder. Ich hab' Se ihm nämlich zwee rechte Schuhe eingepadt!“

Der übertönte Wasserfall Herr: „Ich habe mir das Rauschen eines Wasserfalls eigentlich viel lauter vorgestellt, als es bei diesem der Fall ist.“ — Bergführer: „O Sie, der macht Lärm genug; passen Sie nur auf, bis die Damen zu schnattern aufhören!“

Aus der Zeit. „So, ihr Kleiner hat sein erstes Wort gesprochen? Sagte er Papa oder Mama?“ — „Nein, Krieg!“

„Na, Herr Meier, was treiben Sie denn jetzt?“ — „Ich verlerne Fremdwörter!“

Mißglückte Anzeige. „Herr Zeitig und Frau, geborene Meier, beeilen sich, die Verlobung ihrer ältesten Tochter ergebenst mitzuteilen.“

Die Revanche. Französischer Redakteur: „Die Deutschen haben uns schon wieder zweitausend Mann gefangen genommen.“ — Chefredakteur: „Diable! Na, schreiben wir: Revolution herrscht in Berlin — die Unserigen sind schon bis Frankfurt vorgerückt.“

Kaltblütig. Buchhalter (die rechte Hand des Chefs): „Herr Chef . . . heute sind nicht weniger als fünfzehn Mahnbrieife eingelaufen!“ — Chef: „Macht mir . . . schreiben Sie auch welche!“

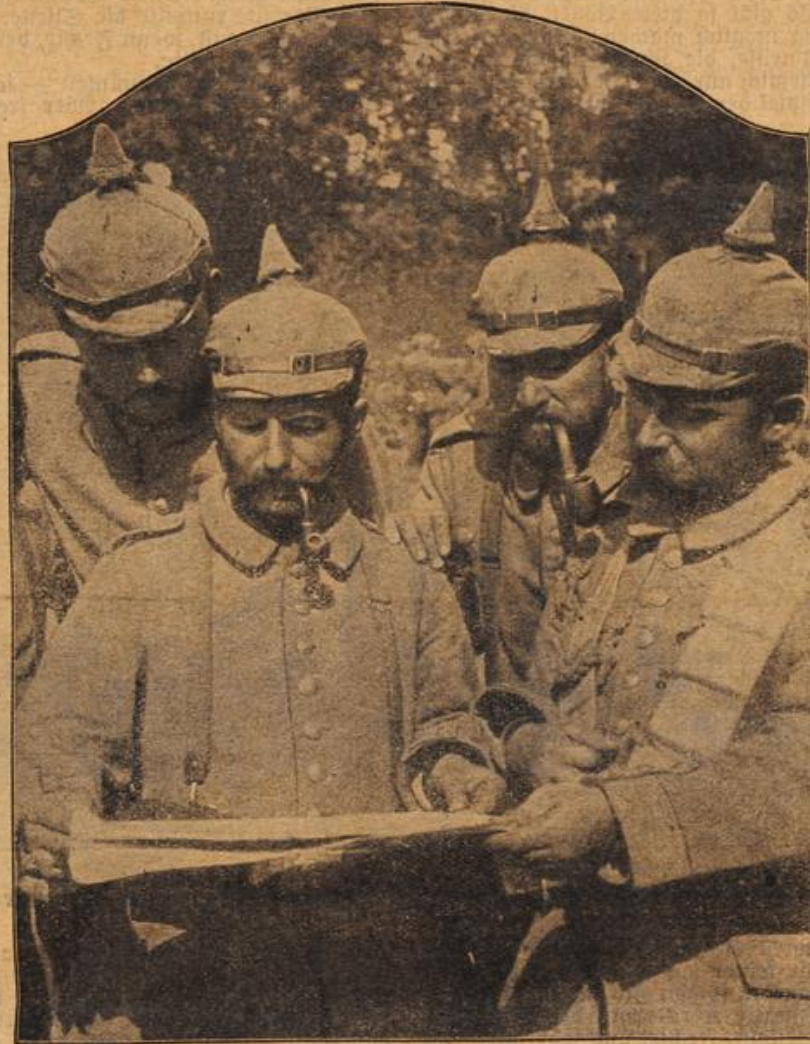
Rästel.

Das erste Paar bedeutet Tränen,
Die doch oft Tausende erschauen;
Gott Amor, wie die Dichter sangen,
Kommt mit dem zweiten Paar gegangen.
Das Ganze zeigt dir klar im Trüben:
Es gibt auch eine gute Sieben.

Auflösung des Rästels in voriger Nummer:

Eis, Sie.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
E. Kellen, Bredeneh (Ruh). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kornen, W. u. (Ruh).



Ankunft von Zeitungen:

Die neuesten Nachrichten von den andern Kriegsschauplätzen.

vom Fluß Njemen begrenzt. Dreißig Kilometer südlich von der Gouvernementsstadt Suwalki beginnen die weitbekannten kaiserlich russischen Forsten von Augustowo, die von dem Augustowoer Kanal durchquert werden. Der Kanal erschließt mehr als 60 000 Morgen Hochwald und mündet in den Fluß Wober, der als Nebenfluß des Narew eine Verbindung mit der Weichsel und dem Weichselmarkt bei Thorn herstellt. Seit Jahrzehnten kommen aus den russischen Revieren von Augustowo alljährlich Rohhölzer im Werte von Millionen nach Deutschland, wo sie unter der Benennung „polnische Kiefern“ sich der größten Wertschätzung und Verbreitung im Holzgewerbe erfreuen, ja für die verschiedensten Zwecke der Möbelindustrie als unentbehrlich bezeichnet werden. Für zahlreiche russische Holzexportfirmen bedeuteten die Augusto-